

---

# Homage an Romy Schneider

*Berlinale-Beitrag über die große Schauspielerin ist preisverdächtig, sonst viel Mittelmaß beim Festival*

Von Kirsten Liese

---

Sie hat es sich nicht leicht gemacht, die große Kollegin zu spielen. Ein früheres Angebot hatte sie schon einmal abgelehnt. In der deutsch-französischen Koproduktion „3 Tage in Quiberon“, die dem Wettbewerb der Berlinale seinen bislang stärksten Beitrag bescherte, ist Marie Bäumer nun doch noch Romy Schneider. Sie gleicht ihrem filmischen Vorbild, viele Einstellungen sind den legendären Porträtfotos von Robert Lebeck genau nachempfunden.

Aber Bäumer vertraut nicht nur auf ihr Privileg der äußeren Ähnlichkeit, sie durchlebt diese „unglückliche Frau mit 42“, die Romy selbst in sich sah, authentisch mit Haut und Haaren.

Die iranisch-französische Regisseurin Emily Atef schildert nur drei Tage im Leben ihrer Protagonistin, streift über das Interview, das Romy 1981 dem Journalistin Michael Jürgs gewährte. Sehr verdichtet erscheint alles Wesentliche in ihrem Leben: das ambivalente Verhältnis zu ihrer Mutter und ihrem Stiefvater, die berühmte Sissi-Rolle, die sie für immer loswerden wollte, das harte Ringen um Anerkennung im französischen Kino,

Suchtprobleme und private Affären. Robert Gwisdek gibt den jungen Reporter, der mit seinen indiskreten Fragen sein Gegenüber schamlos provoziert. Romy kontert überraschend souverän, aber es fließen Tränen und Alkohol. Das verdichtete Kammerspiel über das zwiespältige Verhältnis zwischen Stars und Presse empfiehlt sich als Bären-Favorit.

Dagegen erreichte der Wettbewerb mit dem deutschen Beitrag „Mein Bruder heißt Robert und ist ein Idiot“ einen Tiefpunkt. Der Film beginnt etwas pseudo-intellektuell und präntiös wie eine Meditation mit einem Geschwisterpaar, das sich im Grünen anspruchsvoller Lektüre widmet. Elena steht kurz vor dem Abitur. Ihr Bruder zitiert aus Schriften berühmter Philosophen, es geht um das Wesen der Zeit, um das Sein, die Bedeutung von Hoffnung und Liebe. Aber die Sätze bleiben im Raum stehen. Philipp Gröning überlagert die intellektuelle Erzählebene zusammenhanglos mit einer banalen: Elena schließt mit Robert eine Wette ab, dass sie vor dem Abi mit einem Mann Sex haben wird.

Auf einer nahe gelegenen Tankstelle hält sie Ausschau nach potenziellen Aspiranten. So wie es allerdings schon mit

dem Erstbesten läuft, den Elena erst verführt, dann aber zurückweist, wird bald klar, dass es hier das harmlose, sondern sehr gefährliche Spiel zweier Jugendlicher anbahnt. Es wird einen schockierend brutalen Ausgang nehmen.

Das alles dehnt Gröning über drei Stunden und mit viel Leerlauf. Dabei steckt in der Geschichte durchaus ein interessantes Thema, das man aber erst dann erkennt, wenn man das ungleich bessere und kürzere Drama „Diary of my mind“ der Schweizerin Ursula Meier sieht. Hier ist es ein junger Schüler, der, ohne Not und ein fassbares Motiv, seine Eltern umbringt. Zwar forscht man auch in diesem Film vergeblich nach einem psychologischen Motiv, doch wirkt der Film ungleich verstörender, da die von Fanny Ardant gespielte Lehrerin ins Zentrum rückt. Als Pädagogin muss sie sich viele unbequeme Fragen stellen, was den Film spannend macht.

Dem Festivalzuschauer stellt sich daneben aber auch die drängende Frage, warum wie in den Vorjahren dieser sich zum Ende neigenden Ära Dieter Kosslicks ausgerechnet einmal mehr im Wettbewerb eine Vielzahl von belanglosen Produktionen laufen.

---